

Die Juden von Hohenems

Geschichte & Geschichten

Texte: Monika Helfer
Bilder: Barbara Steinitz



Die Villa Heimann-Rosenthal wurde von Anton und Charlotte Rosenthal erbaut. Sie waren jüdische Bürger von Hohenems. Ihr Haus stand stolz wie ein zweites Schloss in der Nähe des gräflichen Palastes.

Heute ist das Haus ein Museum. Es erzählt Geschichten über jüdische und christliche Bewohner von Hohenems. Die Schriftstellerin Monika Helfer hat sie neu erzählt und Barbara Steinitz hat dazu Bilder geschaffen.

Doch wo sind sie zu finden? In der Ausstellung gibt es Schalter mit den Nummern 2-21. Wenn Du sie drückst, bringen sie die Geschichten für kurze Zeit ans Licht.



Pferde und Gänse

Es war einmal vor langer, langer Zeit ...

Reikles Vater kaufte Pferde und verkaufte sie weiter. Er war einer der Juden, die der Graf in das arme Hohenems geholt hatte, damit sie den Handel beleben. Reikle liebte die Pferde innig, sie schleckten ihr den Zucker von der Hand.

Die Mutter sagte: „Sollen die Tiere dasselbe essen wie die Menschen?“ Zugleich aber gab die Mutter das letzte Stück vom Schabbatkuchen den Gänsen.

„Sind denn die Gänse mehr wert als die Pferde?“ rief Reikle empört.

„Nein, das nicht“, antwortete die Mutter.

Die Gänse waren für den Grafen. Sie sollten schön fett sein. Jedes Jahr kam einer vom Schloss und holte sie ab. Obendrein musste der Vater noch zehn Gulden dazulegen. Dafür, so sagte Reikles Mutter, beschütze der Graf die Juden.

Also war das letzte Stück Kuchen eigentlich nicht für die Gänse, sondern für den Grafen.



Freundinnen

Mit ihren Eltern sprach Reikle jiddisch. Mit Marile, ihrer besten Freundin, schnäbelte sie im Hohenemser Dialekt. Sie brachte ihr jiddische Lieder bei, dann hielten sich die beiden an den Händen und hüpfen singend durch die Gasse.

Reikle erzählte Marile die Geschichte von Moses, der das Meer teilte und die Juden aus Ägypten befreite.

„Diese Geschichte hat unser Pfarrer auch erzählt“, sagte Marile.

Am Abend zu Hause fragte Marile ihre Eltern: „Wann kommt denn endlich der Messias?“ „Wie meinst du das?“ fragte die Mutter. „Reikle und ihre Eltern warten auf ihn“, antwortete Marile. Ihrem Vater gefiel das gar nicht. Er schimpfte: „Hast du nicht in der Schule aufgepasst? Jesus ist der Erlöser. Der ist vor über tausend Jahren zu uns gekommen!“

„Ja, aber warum behauptet Reikle denn, dass Jesus ein Jude war?“

Der Vater schlug mit der flachen Hand auf den Küchentisch: „Kein Wort mehr davon, Tochter, hast du verstanden! Außerdem verdirbt uns Reikles Vater den Handel, weil er die Pferde zu billig verkauft! Und das ist sogar noch erlaubt!“

Aber er traute sich nicht, seiner Tochter den Umgang mit Reikle zu verbieten. Denn der Graf war auch sein Herr.



Clara tanzt

Clara, die Tochter von Anton und Charlotte Rosenthal, liebte Musik und wollte später einmal Tänzerin oder Malerin werden. Ihr Papa war immer beschäftigt. Ihm gehörte eine große Fabrik. Dort arbeiteten tausend Menschen. Einmal hatte er versprochen, Clara beim Tanzen zuzusehen. Aber dann war ihm wieder etwas dazwischen gekommen. Clara setzte sich auf den Fußboden und malte sich selbst als Tänzerin. Sieben Bilder malte sie. Als ihr Vater seinen Mittagsschlaf hielt, nahm sie alle seine Geschäftspapiere aus seiner Aktenmappe und legte stattdessen die Bilder hinein. Am Nachmittag wollte Herr Rosenthal mit einem Geschäftsfreund die Verträge besprechen.

Am Abend sagte er zu seiner Tochter: „Clara, heute habe ich dich tanzen sehen.“ Und er zwinkerte ihr zu.



Die widerspenstige Sophie

Es war einmal ein jüdisches Mädchen, das hieß Sophie. Ihre Eltern hatten Kummer mit ihr, weil sie nicht zu zähmen war. Sophie wusste alles besser, hatte stets das letzte Wort, und wenn ihr etwas nicht passte, schnitt sie grässliche Grimassen.

„Sie ist einfach zu schwierig für unsere kleine Schule hier“, sagte der Vater und stützte die Stirn in die Hände. „Wie wird jemals eine gute Partie aus ihr werden!“, seufzte die Mutter.

Sophie wurde zwecks Zähmung und Erziehung nach München geschickt. Und tatsächlich, es wurde eine manierliche junge Frau aus ihr. Sie wollte nicht mehr das letzte Wort haben, und sie meinte nicht mehr, alles besser zu wissen. Sie verlobte sich heimlich mit einem Mann, der war lange nicht so gescheit wie sie, und eine gute Partie war er schon gar nicht, außerdem ging er auch am Schabbat seiner Arbeit nach, er war Kutscher und nicht mehr.

Da sagten Sophies Eltern: „Jetzt haben wir sie nach München geschickt, damit sie gebildet wird, und nun vor lauter Bildung achtet sie unsere Bräuche nicht mehr. Ach, hätten wir doch nur unser widerspenstiges Kind wieder!“



Der Turmbauer

Es war einmal ein armer Bub, der hieß Samuel Menz. Sein Vater war früh gestorben. Die Mutter musste für neun Kinder sorgen. Sie führte ein Gasthaus. Manchmal war sie niedergeschlagen und ohne Hoffnung.

Samuel sagte zu ihr: „Eines Tages wirst du stolz auf mich sein.“

Sie weinte und sagte: „Wie denn, Samele, wie denn!“

„Die Leute werden den Hut vor uns ziehen“, sagte er.

„Worauf hinaus denn, Samele, worauf hinaus denn?“

„Wenn ich groß bin“, sagte Samuel, „werde ich Bürgermeister. Und dann werde ich auf unsere Synagoge einen Turm bauen mit einer Uhr und einer Kugel aus Messing.“

Da strich ihm seine Mutter übers Haar, und sie war nicht mehr niedergeschlagen und nicht mehr ohne Hoffnung.

Und der Samuel Menz hat gehalten, was er versprochen hat.



Der Milchig-Löffel

Der kleine Jacob naschte mit dem Milchig-Löffel aus dem Fleischtopf. Er wusste, dass es eine Sünde war. Er wollte sehen, was geschieht, wenn man das Gesetz übertritt, in dem es heißt, dass die Milch vom Fleisch getrennt sein muss. Ob wirklich ein Blitz vom Himmel fährt, wie die Mutter sagte.

„Bist du blind!“ schimpfte der Vater. „Da steht doch mit heiligen Buchstaben drauf geschrieben, dass dieser Löffel für die Milch ist!“

Der Vater wollte den Löffel nicht mehr im Haus haben. Er lief hinüber zum Rabbiner, damit er ihn reinige und segne. Aber dann passierten so viele andere Dinge, und der Vater vergaß den Löffel, und der Rabbiner vergaß ihn auch. Und so wanderte der Löffel von Küche zu Küche, in die Werkstatt eines Kerzenziehers und schließlich in den Mantelsack eines Hausierers.

Nach vielen Jahren lag der Löffel wieder auf dem Tisch einer jüdischen Familie. Der Bub hieß Rudolf, was gar kein jüdischer Name war. Er schöpfte sich Fleischsuppe mit dem Milchig-Löffel. Alles schmeckte ihm, und um die Gesetze der Tora kümmerte er sich nicht. Auch die Eltern kümmerten sich nicht darum.

Nicht einmal hebräisch lesen konnten sie mehr.



Hausierer Mendel

Mendel war ein armer Jude, und die FüÙe taten ihm weh. Er arbeitete als Hausierer. Er reiste durch Süddeutschland bis nach Augsburg. Auf dem Rücken trug er die Kruke. Die war voll mit interessanten Dingen wie Knöpfen aus Italien, Stickereien aus St. Gallen oder Löffel aus Silber und Blech. Mendel jammerte, weil ihm die Schuhe weh taten.

Jemand fragte ihn: „Hast du nicht genug Geld, um dir neue Schuhe zu kaufen, die besser sitzen?“

„Hab ich wohl“, sagte Mendel. „Aber hör zu! Ich geh von Haus zu Haus, und die Leute sind oft sehr unfreundlich zu mir. Die einen schimpfen mich, weil ich am Sonntag schaff, die anderen, weil ich am Sabbat nicht schaff. Dann übernacht ich in einer Herberge, wo einem alles gestohlen wird, was man nicht festhält. Und am nächsten Tag treff ich einen Kollegen, der bessere Geschäfte gemacht hat als ich. Das ist alles schlimm. Aber schließlich komm ich heim und zieh meine Schuhe aus. Und das tut so gut! Wenn ich mir Schuhe kaufe, die besser sitzen, dann hab ich nicht einmal diesen Genuss mehr.“



Die Tänzerin

Clara Rosenthal, die so gerne Tänzerin hätte werden wollen, heiratete einen Mann aus Antwerpen, der hieß Josef Heimann. Die Hochzeit fand in Lindau statt. Es war ein rauschendes Fest. Viele Gäste in kostbarer Garderobe reisten an. Telegramme von Verwandten aus der großen weiten Welt trafen ein - aus England, Italien, Belgien, Amerika und der Schweiz. Das Brautpaar wurde überreich beschenkt. Das schönste Geschenk aber bekam Clara von ihrem Vater.

Als alle tanzten, sagte Herr Rosenthal zu seiner Tochter: „Komm mit, Clara, ich will dir etwas zeigen.“

Er führte sie zu seinem Wagen, vor den zwei Pferde gespannt waren. Dann holte er aus dem großen Koffer sieben Kissen. Auf jedes Kissen war eine Tänzerin gedruckt.

„Ich habe sie machen lassen nach den Zeichnungen, die du mir in meine Aktentasche geschmuggelt hast, als du ein kleines Mädchen warst“, sagte er. Und er zwinkerte ihr zu.



Stiefel wie die der Garde des Kaisers

Zum Geburtstag des kleinen Leopold kam ein Brief von Onkel Moritz aus der Schweiz. Vor sechs Jahren hatte Moritz Hohenems verlassen, da war sein Nefefle gerade eine Woche alt gewesen. In Hohenems hatte Moritz noch Schuhe geflickt, in der Schweiz erst ein Schuhgeschäft eröffnet und schließlich eine eigene Schuhfabrik gegründet.

Die Mama las vor: „Lieber Leopold, stell deinen Fuß auf ein Blatt Papier! Dann soll die Mama mit einem Tintenblei darum herum fahren. Ich möchte dir nämlich ein paar Stiefel nähen, wie sie genau die Garde des Kaisers trägt. Die Mama soll den Fuß ein bisschen größer zeichnen. Bis die Stiefel bei euch ankommen, werden sie passen. Und, Leopold, falls Dein Papa und Deine Mama es sich doch noch anders überlegen und wie ich das arme Hohenems verlassen wollen, lasse ich für die ganze Familie Wanderschuhe anfertigen, die wenigstens bis Zürich reichen. Hier kann man etwas werden! Und die Schönheit Deiner Mama weiß man hier zu schätzen! Mein Wunsch wäre es, Leopold, Deine Bar Mitzwa in der Schweiz zu feiern. Dein Onkel Moritz.“



Ein Orden vom Kaiser

Es war einmal ein Mann, der war nirgends zu Hause. Wenn er mit seinen Leuten Jom Kippur feierte und ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, fühlte er sich fremd. Er war ein Beamter des Kaisers und reiste viel zwischen Hohenems und Wien. Wenn er in der Hauptstadt von christlichen Freunden eingeladen wurde, fühlte er sich nicht weniger fremd, und er wusste wieder, er gehörte nicht dazu.

„Wir sind Juden“, sagte er zu seiner Frau. „Das heißt, wir müssen uns doppelt so viel bemühen wie die anderen.“ Er bemühte sich um das Dreifache. Aber es half ihm nichts. Bei der Beförderung wurde er übergangen. Er schrieb an den Kaiser. Das sei nur, weil er Jude ist, beklagte er sich.

Der Mann kämpfte im Krieg, und er war dreimal so tapfer wie die anderen. Er wurde verwundet und bekam vom Kaiser einen Orden.

„Wir sind Juden“, sagte er zu seiner Frau, „aber wir sind deswegen nicht weniger gute Untertanen als die anderen.“

Als der Krieg vorüber war, gab es auch keinen Kaiser mehr. Manchmal nahm der Mann den Orden aus der Schatulle und hauchte ihn an und wischte mit dem Ärmel darüber.



Auf dem Schulweg

Emma war verliebt in Fritz. Der glaubte, dass Jesus der Messias sei. Emma glaubte das nicht, sie war Jüdin. Aber darüber stritten sich die beiden nie. Der Fritz war ein hübscher Kerl mit einem wilden Wirbel über der Stirn.

Auch die Rosemarie in dem roten Kleid und der weißen Schürze war in den Fritz verliebt. Und die Rosemarie hasste die Emma. Eines Tages riss sie ihr die Schultasche vom Rücken und schrie: „Du, du gehörst auch zu denen, die Jesus getötet haben! Ihr Juden seid an allem schuld!“

Fritz stellte sich dazwischen: „Die Römer haben Jesus gekreuzigt. Das weiß jeder. Wieso sagt zum Beispiel niemand, die Italiener sind an allem schuld?“

Aber Emma hatte doch Angst. Ihr Vater erzählte nämlich, dass auch er auf der Straße angepöbelt worden sei. Nicht von einem Kind. Sondern von einem Erwachsenen.



Auf dem Schlossberg

Emmas Vater Robert war mit Julius befreundet. Julius war der Vater von Fritz. Die beiden kannten einander schon seit ihrer Kindheit. Julius war Lehrer, Robert arbeitete bei einer Versicherung. Julius spielte die Handorgel, Robert die Klarinette. Sie machten Tanzmusik. Einmal in der Woche probten sie im Hinterzimmer vom Gasthaus Engel. Anschließend tranken sie sich weit in die Nacht hinein einen Rausch an.

Robert sagte zu Julius: „Unsere Emma ist verliebt in euren Fritz.“

Julius sagte: „Und unser Fritz in eure Emma.“

Da flog die Tür auf und ihre Frauen standen vor ihnen. Sie waren weiß im Gesicht. „Die Kinder sind weg“, sagten sie.

Gleich waren die Männer nüchtern.

„Ich wette, sie sind davongelaufen, zu unsren Leuten nach St. Gallen“, sagte Robert. „Weil hier ein jüdisches Mädchen mit keinem von euch gehen darf!“

„Aber das ist doch nicht wahr!“ rief Julius.

Sie stritten.

Aber Emma und Fritz waren doch gar nicht nach St. Gallen gefahren, sie waren nur auf dem Schlossberg. Und nicht einmal ganz oben. Nur bei der ersten Bank. Dort haben sie sich geküsst und die Zeit vergessen.



Die Kennkarte

Emma ließ einen Ausweis machen. Der Ausweis wurde „Kennkarte“ genannt. Alle Juden mussten jederzeit ihre Kennkarte bei sich tragen. Emma ging zum Fotografen. Als er auf den Knopf drückte, lächelte sie und dachte an Fritz. Die Mutter daheim sagte: „Du siehst aus, als wärst du verliebt.“

Der Polizeibeamte fragte Emma nach ihrem Vornamen.

„Emma heiÙe ich.“

„Ab heute heiÙt du Sara! Das ist ein neues Gesetz. Wir gehören jetzt nämlich zum Deutschen Reich.“ Er schlug einen Stempel auf die Kennkarte: J. Das hieÙ Jude. Alle jüdischen Frauen bekamen den Namen Sara dazu. Die jüdischen Männer den Namen Israel.

Emma wollte nicht Sara heiÙen. Zu Hause umarmte sie ihren lieben Fritz und weinte.

Fritz war zornig. Er polterte zur Polizei und brüllte: „Dann hau mir auch einen Stempel hinein, und ich heiÙ Israel.“

„Das habe ich nicht gehört“, sagte der Polizist und drohte: „Aber sag es nicht noch einmal. Nämlich dann hr ich es!“



Paul Grüninger

Emma und ihre Mutter flohen bei Lustenau über die Grenze in die Schweiz. Fritz half ihnen dabei. Die Schweiz war ein freies Land, jüdische Flüchtlinge wurden aufgenommen, aber es wurde abgezählt wie viele, und es war verboten, denen zu helfen, die nicht aufgenommen wurden.

Emmas Vater Robert schwamm in einer Nacht im Herbst über den Rhein. Er versuchte, seine Klarinette über das Wasser zu halten, aber die Strömung trieb ihn ab, und so musste er mitten im Fluss sein geliebtes Instrument aufgeben. Als er auf der Schweizer Seite aus dem Wasser stieg, bestand sein gesamter Besitz nur noch aus der nassen Hose und dem nassen Hemd. Da habe ihm ein Mann geholfen. Der hieß Paul Grüninger. Er habe ihn mit Essen und trockenen Kleidern versorgt und ihm ein Quartier gezeigt, wo er sich hinlegen konnte.

Paul Grüninger war Polizeihauptmann in St. Gallen. Er half vielen Juden, vor den Nazis aus Österreich und Deutschland zu fliehen. Er war ein guter Mensch, er wollte jedem helfen, der Hilfe benötigte. Deshalb wurde er entlassen und zu einer Strafe verurteilt. Erst im Jahr 1995 waren die Schweizer der Meinung, dass der tapfere Paul Grüninger richtig gehandelt hatte und dass er ein Held gewesen war. Da war Paul Grüninger aber schon seit 23 Jahren tot.



Der Philatelist

Wieder brach ein großer Krieg aus. Schuld daran waren Hitler und seine Partei, die Nationalsozialisten. Sie hassten die Juden. Sie verfolgten sie, trieben sie in Konzentrationslager und ermordeten sechs Millionen Männer, Frauen und Kinder.

Clara Heimann-Rosenthal durfte nicht in Hohenems bleiben. Sie wurde nach Wien verschleppt. Da war sie bereits eine alte Frau. Traurig war sie, weil sie in Hohenems einen Freund zurücklassen musste. Der Freund war ein Bub von zehn Jahren. Er hieß Albert. Er musste sich vor der Polizei nicht fürchten, und er verstand nicht, warum sich seine Freundin Clara fürchtete.

Seine Mutter sagte: „Red nicht von ihr! Nie wieder!“

Albert sammelte Briefmarken. Er besaß viele Exemplare, nicht nur solche mit dem Kopf vom Hitler drauf, auch Marken aus Amerika und England und Italien. Die ausländischen Marken hatte er allesamt von seiner Freundin Clara geschenkt bekommen. Sogar aus Wien, wo sie doch festgehalten wurde, schickte sie ihm ein dickes Kuvert.

Der Vater musste zur Polizei: „Was hat ihr Sohn mit Juden zu tun?“

Albert hörte nichts mehr von seiner Freundin. Nie wieder.



Es war einmal ein Mann, der hieß Herschel.

Er hatte das Konzentrationslager überlebt und irrte durchs Land auf der Suche nach seiner Familie. Er fand seinen Sohn nicht, fand seine Frau nicht, fand seine Mutter nicht. Er wurde aufgegriffen und in ein Internierungslager gewiesen.

Züge wurden zusammengestellt, einer brachte Herschel nach Hohenems.

Er sprach polnisch und jiddisch, die deutsche Sprache war ihm fremd, er fürchtete sie. Er besaß nichts. Er bekam Quartier in einem Haus, in dem früher Juden gewohnt hatten.

Herschel las in der Bibel. Er las die Geschichte von Hiob, dem alles genommen worden war - die Familie, der Besitz, die Freunde. Gott hatte Hiob eine neue Familie gegeben, weil dieser nicht an ihm gezweifelt hatte. Herschel betete zu Gott und erwartete sich das Gleiche.

Viele Hochzeiten wurden zu dieser Zeit im Hohenemser Judenviertel gefeiert, viele Kinder wurden geboren.



Liebesgabenpakete

Aus Amerika wurden Pakete geschickt, die so genannten „Liebesgabenpakete“. Sie enthielten Kaffee, Tabak, Zucker. Absender waren Juden, die noch rechtzeitig vor dem Krieg nach Amerika geflohen waren. Leider war kein warmer Mantel dabei.

Seit dem Konzentrationslager fror Herschel, er fror immer, er schlug im Haus den Jackenkragen hoch, wenn die anderen draußen im Hemd standen. An den Wänden stapelten sich die Liebesgaben, aber die machten nicht warm.

Eines Tages kam eine Frau die Schweizerstraße herauf. Sie hatte einen Mantel im Arm. Der sah warm aus. Vor Herschels Fenster blieb sie stehen. Sie klopfte an die Scheibe. Herschel verstand nicht, was die Frau wollte.

Ein junger Mann, der mit ihm das Zimmer teilte und etwas deutsch konnte, übersetzte. Sie wünsche, den Mantel gegen Kaffee zu tauschen.

„Es ist der Mantel meines Mannes“, sagte sie.

Was mit dem Mann sei, wollte Herschel wissen.

„Er ist im Krieg gefallen“, sagte die Frau.

Herschel tauschte zwei Pakete Kaffee gegen den Mantel. Es war ein guter Mantel, ein Soldatenmantel, Herschel hatte Männer in solchen Mäntel schon gesehen.



Amerika!

Viele Hohenemser Bürger sagten nach dem Krieg: „Man hat nichts dagegen tun können. Wir haben nichts gewusst.“

Fritz hielt dagegen: „Aber das ist doch nicht wahr! Ihr habt doch gesehen, wie die Clara Rosenthal nach Wien gebracht wurde, und ihr habt doch gewusst, dass meine Emma und ihre Familie in die Schweiz geflohen sind!“

Im Frühling kam ein Brief von Emma. Aus Amerika! Darin stand: „Lieber Fritz, diesmal habe ich es weiter geschafft als bis zur ersten Bank auf dem Schlossberg. Ich lebe in New York. Ich vermisse unsere Berge in Hohenems. Ich habe geheiratet.“ Dem Brief lag eine Fotografie bei. Die zeigte einen kleinen Buben in einem weißen Hemdchen. „Das ist mein kleiner Robert.“

Fritz sprach mit niemandem über den Brief. Er verwahrte ihn in der Innentasche seiner Jacke. Immer wieder nahm er sich vor, Emma zu antworten. Aber er fand den Mut nicht.



Und so war es einmal ...

In diesem Haus also hat Clara Heimann-Rosenthal gewohnt.

Nach dem Krieg feierten unten im Salon die französischen Besatzungssoldaten ihre Feste. Später hatte hier ein Arzt seine Praxis. Kinder wurden geimpft. Als der Arzt gestorben war, drohte das Haus zu verfallen. Das Dach bekam Löcher, der Regen tropfte herein. Der Garten war so verwuchert, dass die Leute sagten, es fehlten nur noch die wilden Tiere. Im Dachboden waren über den Krieg viele Dinge der ehemaligen Besitzerin versteckt. Wer weiß, vielleicht auch die sieben Kissen, auf die ein tanzendes Kind gedruckt war, das seinem Vater eine Freude machen wollte ...

Schließlich beschloss Otto Amann, der Bürgermeister von Hohenems, das Haus zu renovieren und ein Museum einzurichten. Es soll an die Juden erinnern, die in Hohenems gelebt hatten.



Salomon Sulzer

Fanni und Josef Sulzer hatten vier Kinder. Den zweitjüngsten Sohn nannten sie Salomon nach dem großen König aus der Bibel, der so schöne Lieder geschrieben hat. In ihn legten sie alle ihre Erwartungen. Vor ihm sollten die Menschen einst den Hut ziehen wie vor dem Grafen.

Eines Tages spazierte der kleine Salomon hinter dem Elternhaus am Emsbach entlang und träumte vor sich hin, er werde eines Tages ein berühmter Mann sein. Was genau ein berühmter Mann den lieben Tag über tut, wusste er nicht, aber er glaubte, es müsse etwas so Wunderbares sein, dass ihm der Kaiser dafür eine silberne und eine goldene Medaille verleiht. Und wie er so träumend vor sich hin hüpfte, rutschte er aus und stürzte in den Bach. Er rief um Hilfe, seine Ohren füllten sich mit Wasser, und es klang ihm wie lockende Engelsstimmen.

Später, als Salomon Sulzer tatsächlich ein berühmter Mann war, nämlich ein Komponist, erzählte er, damals habe er sich entschieden, sein Leben der Musik zu weihen.